

Wolfgang Girus

Jürgen Kuczynski – Bericht über ein Kolloquium zum 100. Geburtstag

„Er fehlt“. So hat Prof. Georg Fülberth seinen Artikel zum 100. Geburtstag von Jürgen Kuczynski in der „jungen Welt“ überschrieben. Er fehlt! Das haben auch die fast 90 Gäste des Kolloquiums gespürt, die der Einladung des Kollegiums Wissenschaft der Rosa-Luxemburg-Stiftung (rls) am 16. November ins Magnus-Haus am Kupfergraben in Berlin gefolgt waren. Anlässlich des Geburtstages von J.K., der sich am 17. September zum 100. Mal jährte, gingen Freunde, KollegInnen und SchülerInnen den Fragen nach: Wer war J.K.? Wie war J.K.? Sie verbanden die Erinnerung und Ehrung mit der geistigen Auseinandersetzung über Kuczynskis Leben und Werk und setzten es zum Hier und Heute in Beziehung.

Die Eröffnung des Kolloquiums hatte Prof. Dr. Christa Luft, Vorsitzende des Kuratoriums der rls, übernommen. Sie würdigte J.K. als wichtigen Zeugen und Chronisten bewegter Zeitläufe, in die er sich selbst mit Vehemenz einbrachte, und der sich von Jugend an einer Vision verschrieben hatte, nach der die derzeitige Weltordnung „bei weitem nicht das finale Stadium menschlicher Daseinsweise verkörpert“. Kuczynski lebte und arbeitete für sein Ideal, und er tat es in einer Weise, die wir heute so nötig brauchen: Dem kulturvollen Meinungsstreit gegenüber immer offen, jederzeit auch bereit, selbstkritisch Fehler einzugestehen und zu korrigieren, seinen Mitmenschen immer mit Toleranz, Solidarität und menschlicher Zuwendung begehend. So jemand musste fasst zwangsläufig die DDR-Realität zunehmend als feudal-absolutistisch, als bürokratisch und an Basisdemokratie mangelnd empfinden. Diese Widersprüchlichkeit zwischen Wirklichkeit und Ideal, zwischen Loyalität und Aufmüpfigkeit kritisch und öffentlich lebend, dabei nie an seinem Ideal oder sich zweifelnd, geriet Kuczynskis Lebensweg zu einem Zickzack-Kurs zwischen Gnade und Ungnade der Partei- und Staatsführung in der DDR, bei dem er sich als „linientreuer Dissident“ so manche Beule holte. Die hielten ihn aber nicht ab, die Wirklichkeit auf seine Weise zu erklären und anderen damit Denkanstöße, Hoffnung und Mut zu vermitteln. Prof. Christa Luft eröffnete das Kolloquium mit den Worten: „Wir wollen mit dem heutigen Kolloquium J.Ks. gedenken, eines fröhlichen Marxisten, ‚eines hoffnungslosen Falls von Optimismus‘. Wir wollen ihn ehren, indem wir uns nützen.“

In sechs Vorträgen widmeten sich die Referenten jeweils einer besonderen Seite aus dem Leben und Werk Jürgen Kuczynskis.

Prof. Dr. Hubert Laitko hatte als Thema zu seinem Vortrag Kuczynskis zentrales Credo aufgegriffen: „Sozialismus oder Barbarei?“ Jürgen Kuczynski und das Problem der historischen Alternativen. Für Kuczynski verband die historische Fundamentalalternative von Sozialismus oder Barbarei, unter Rückgriff auf Marx mit der Wucht eines Menetekels formuliert, sein Geschichtsbild, seine Zukunftsvorstellungen und seine Hoffnungen. Bis zuletzt hielt er an diesem Credo fest und bestimmte danach seine Positionen. Kuczynski pflegte oft einen journalistischen Stil, der ihm die Verständlichkeit seiner Gedanken garantierte. Deshalb sei man gut beraten, so Laitko, wenn man versucht, auf seine Texte eine stärker ausgefeilte Begrifflichkeit zu projizieren, als er sie selbst benutzte. Dann würde auch sofort klar, dass Kuczynskis auch nach 1989 häufig geäußerte Überzeugung von der Gültigkeit dieser Fundamentalalternative nichts mit trivialer DDR-Nostalgie zu tun hatte. Er hatte sich in den 90er Jahren strikt vom Gesamtsystem der DDR

distanziert – und er konnte das tun, ohne seine sozialistische Grundüberzeugung preis zu geben, weil er die real-sozialistischen Gesellschaften nicht als sozialistische betrachtete. Lediglich sozialistische Elemente gestand er ihnen zu, die aber ihren Gesamtcharakter nicht bestimmt hätten, und so zu einer Sackgasse der Geschichte wurden. Das zu erkennen war für J.K. ein wahrhaft schwieriger Weg der Erkenntnis. Laitko: „Nach meiner Ansicht gereicht es Jürgen Kuczynski zur Ehre, dass er auch in weit fortgeschrittenem Lebensalter bereit und mutig genug war, sich zu revidieren.“ Kuczynskis Hoffnung auf eine basisdemokratische und selbstbestimmte Erneuerung der DDR zu einer wirklich sozialistischen Entwicklung, die damals von vielen geteilt wurde, erwies sich angesichts der damaligen globalen Machtverteilung im Nachhinein als Illusion. Wie J.K. mit den sich dann tatsächlich vollziehenden Entwicklungen umging, kann man sich ein Bild von seinem Verhältnis zu historischen Alternativen machen. Laitko beschrieb, wie sich Kuczynskis Positionen nun zu den Alternativen Konföderation oder Anschluss veränderten. Als sich im März 1990 abzuzeichnen begann, dass die Währungsunion am Anfang statt am Ende der wirtschaftlichen Sanierung stehen sollte, nannte er sie ein „Abenteuer von unkontrollierbarer Zerstörungskraft.“ Er beschrieb damals (noch DDR) die möglichen Folgen mit vorher seherischen Fähigkeiten – und geriet wieder einmal ins Kreuzfeuer der Kritik. Für J.K. war seine Einschätzung nicht Spekulation, sondern das Ergebnis einer wirtschaftswissenschaftlichen Analyse.

Laitko analysierte dann die Entwicklung der Positionen Kuczynskis in früheren Zeiten der DDR-Entwicklung in ihrem jeweiligen historischen Kontext und kam zu dem Ergebnis: Auch für so einen unabhängigen Denker wie Kuczynski bedurfte es der Erschütterung von 1989, um das Gehäuse des historischen Determinismus endgültig aufzubrechen. Erst durch diese Erfahrung erschien J.K. der realen Sozialismus nicht mehr als entwicklungsfähige, zwar mit schwerwiegenden, aber korrigierbaren Mängeln behaftete Gesellschaft, die dem Kapitalismus gesetzmäßig nachfolgt und ihn ablöst, sondern als zum Untergang verurteilte Fehlentwicklung, in der sich jedoch progressive Elemente einer zukünftigen, sozial gerechteren Gesellschaft herausbilden konnten. Diese gedankliche Konstruktion erlaubte es J.K. an der Idee des Sozialismus festzuhalten ohne die DDR verteidigen zu müssen. Und er ging noch weiter: Wenn der Ausbruch aus dem kapitalistischen Entwicklungspfad historisch in langfristige Sackgassen führen konnte, dann stellt das den historischen Determinismus grundsätzlich in Frage und für J.K. rückte die Alternative Sozialismus oder Barbarei ins Zentrum seiner geschichtsphilosophischen Überzeugungen, wobei für ihn nun der historische Prozess im Ganzen entwicklungs offen also optional erschien. Diese Ansicht schrieb er 1996 auch Marx und Engels zu und ergänzte, dass beide sich keineswegs sicher waren, welche der beiden Optionen sich durchsetzen würde, sondern an den Sieg des Sozialismus glaubten und hofften.¹ Indem er „Glaube“ und „Hoffnung“ als irreduzible Konstituenten einführte, löste Kuczynski den Sozialismus als gesellschaftliche Bewegung aus den Fesseln des Scientismus. Und dann sei es nur folgerichtig, dass die Begründung und Entwicklung sozialistische Politik nur dialogisch und nicht avantgardistisch erfolgen könne. Das alles, so Laitko, stecke in dem Perspektivenwechsel, den J.K. in seinen späten Jahren vollzogen hat.

Mit dem Tod des realen Sozialismus sah Kuczynski nun zunehmend stärkere Tendenzen einer Auflösung des Kapitalismus in Barbarei. Das wichtigste Symptom war für ihn die ökonomisch verursachte, dauerhafte Ausgrenzung immer größerer Teile der Bevölkerung aus der Gesellschaft, und er gab als ökonomischen Mechanismus dafür die tendenzielle Veränderung des Konjunkturverlaufs an.

¹ Vgl. Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel. Fünfzig Fragen an einen unverbesserlichen Urgroßvater. Berlin 1996, S. 28.

Abschließend ging Laitko darauf ein, wie sich Kuczynskis Sozialismusbild als Alternative zu dem tatsächlichen Geschichtsverlauf formte. Es sei bemerkenswert, dass Kuczynski „den öffentlichen Übergang vom Geschichtsdeterminismus zum Denken in fundamentalen historischen Alternativen vollzog, als im Denken der geistigen Elite der siegenden Seite eine genau umgekehrte Wendung eintrat“. Kuczynskis bleibendes Verdienst sei es, in einer für die Linke außerordentlich kritischen Zeit das Denken in historischen Alternativen und Optionen ermutigt und neu belebt zu haben. Anknüpfend an den späten Kuczynski schloss Laitko mit der Frage: „Gibt es für uns Menschen etwas größeres und wichtigeres als die Hoffnung?“

Prof. Dr. Jörg Rössler widmete seinen Vortrag dem Thema, das im Zentrum von Kuczynskis Veröffentlichungen stand: Der Relativlohn – Jürgen Kuczynskis Instrument zur Einschätzung der Lage der arbeitenden Klassen und die Situation in der Bundesrepublik heute. Rössler erinnerte daran, dass Kuczynski seit Ende der 20er Jahre immer wieder über die Lage der arbeitenden Klasse geforscht und publiziert hat. Dabei bediente er sich anfangs des vorgefundenen wissenschaftlichen Instrumentariums und entwickelte es weiter. Das erläuterte Rössler am Beispiel des Reallohns bei Kuczynski. Mit der Einführung des Relativlohns setzte J.K. die Verdienste der Arbeiter anteilmäßig ins Verhältnis zu den Einkommen der Eigentümer der Produktionsmittel. Mit Hilfe des Relativlohns war festzustellen, in welchen Proportionen der Anteil der beiden Grundklassen im Kapitalismus am neu geschaffenen gesellschaftlichen Reichtum aufgeteilt wurde. 1939 veröffentlichte Kuczynski erstmals Analysen auf der Grundlage des Relativlohns. Obwohl die Aussagefähigkeit des Relativlohns, mit einer Reihe von Unzulänglichkeiten aus der Praxis der Datenerhebung behaftet, begrenzt blieb, die J.K. auch offen zugestand, waren die Ergebnisse seiner Analysen doch so außerordentlich, dass sie ihre Veröffentlichung rechtfertigten. So wurde der Relativlohn Bestandteil des wirtschaftshistorischen Instrumentariums zur Ermittlung der Lage der Arbeiter mittels statistischer Methoden. Das er allerdings im bürgerlichen Lager der Wirtschaftswissenschaftler keine explizite Würdigung erfuhr, wird nicht verwundern, denn der Relativlohn dient ja zur Bloßlegung von Verarmung auf der einen und der Bereicherung auf der anderen Seite. Aber auch die von ihnen benutzte, auf die Gewinnquote nur indirekt bezogene Lohnquote – das Verhältnis von Lohneinkommen und Volkseinkommen – ist eine unbequeme Kennziffer. Die Realität offizieller bundesdeutscher Wirtschaftsstatistik kennt weder Relativlohn noch Lohnquote, Angaben über den Reallohn kaum. Rössler stellte nun den Entwicklungsverlauf des Relativlohns bzw. der Lohnquote und ihre Auswirkungen auf die politischen Verhältnisse seit in den 50er Jahren in der Bundesrepublik dar. Wenn die wahren Verteilungsverhältnisse in der Bundesrepublik und ihre Trends heute offen mit der Feststellung kommentiert werden, dass es Regierung und Unternehmen um eine andere Republik geht, in der Verteilungsgerechtigkeit als Ziel aufgegeben worden ist, dann sei das auch eine späte Bestätigung der Wichtigkeit und Aktualität der von Kuczynski entdeckten Kategorie des Relativlohnes.

Prof. Dr. Helmut Steiner schloss daran gedanklich an und sprach über die Sozialstrukturanalyse in Kuczynskis Sicht. Ausgangspunkt war für ihn war die Thematik „soziale Ungleichheit und kulturelle Unterschiede“ des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der damit im Oktober 2004 seit langem wieder einmal eine klassisch soziologische Problematik aufgriff. Führende Soziologen hatten seit den 50er Jahren eine Abkehr von der Klassengesellschaft in der Bundesrepublik propagiert. Mit dem Eröffnungsvortrag „Die Bundesrepublik als die unsichtbare Klassengesellschaft“ stand der Klassenbegriff zumindest indirekt wieder auf der Agenda. In der DDR-

Gesellschaftswissenschaft war die Klassenanalyse von Wirtschaftswissenschaftlern, Soziologen und Gesellschaftstheoretikern sehr unterschiedlich aufgegriffen worden. Vor diesem Hintergrund sei Kuczynskis Lebenswerk auch dadurch geprägt, dass er unterschiedlichste Ausprägungen von Klassenstrukturen in Geschichte und Gegenwart – und das nicht nur als sozialökonomische oder sozialstatistische Strukturen – in seine Gesellschaftsanalysen und –darstellungen einbezog. Bereits in seinen ersten Publikationen kann man das nachlesen. In heutigen sozialstrukturellen Forschungen lässt sich Vieles wiederfinden, was in den konkret-historischen Klassenanalysen von J.K. bereits angelegt und mehr oder weniger ausgeführt war. Das sei, so Steiner, ein weiteres Indiz für die Modernität der Kuczynskischen Klassenanalyse. Für ihn war das Gesamtwerk von Marx und Engels Ausgangspunkt und Impuls. In seinen Sozialstrukturanalysen, bis hin zur 40bändigen „Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“ (Berlin 1960-72), stellte er immer wieder einen direkten Bezug zu den Arbeiten von Marx und Engels her und hatten vor allem eben die Lage der Arbeiter zum Gegenstand. Nächste den Arbeitern beschäftigten J.K. am meisten die soziale Struktur und das Profil der Intelligenz, insbesondere der Wissenschaftler. Steiner hob abschließend hervor, dass das Übergreifende in Kuczynskis Werk sein Verständnis des Zusammenhangs von sozialer Klassenlage in ihrem jeweiligen konkret-historischen Kontext und Klassenanalyse sei.

Dr. Mario Kessler ging der Frage nach: „Jürgen Kuczynski – ein „linientreuer Dissident“? Als Ausgangspunkt griff Kessler Kuczynskis selbstkritische Einschätzung aus dem Jahre 1996 über seine Schuld und Mitverantwortung für ein Gesellschaftssystem auf, von dem sich die Menschen immer mehr abgewandt hatten.² Er wies darauf hin, dass Kuczynski Wissenschaft, politisches Engagement und politische Publizistik stets als untrennbare Einheit ansah und sich selbst immer als in seiner Partei und durch die Partei wirksamen Intellektuellen verstand. Deshalb war für ihn seine Kritik an der Wirklichkeit niemals Kritik am Marxismus und seiner Partei. So bestimmte er auch sein Verhältnis zu Weggefährten, die in Namen des Marxismus mit der Partei gebrochen hatten und so nach alternativen Konzeptionen des Sozialismus suchten. Kessler beschrieb Lebenssituationen in ihrem jeweiligen historischen Kontext, in denen Kuczynski seinen Platz bestimmen musste und wie er Stellung bezog. Nicht selten geriet er dadurch in eine kritische Lage hinsichtlich seiner Arbeits- und Lebensbedingungen. Aber ein Leben außerhalb der kommunistischen Gemeinschaft war für ihn nicht vorstellbar – nicht aus Karrieregründen, sondern weil es für sein politisches Selbstverständnis undenkbar war. Ein Bruch mit seiner Partei kam für ihn niemals in Frage.

Kessler verglich dann die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Lebenswege von Kuczynski und seinem Freund Fritz Behrens.

Kessler kam zu dem Ergebnis: „Kuczynski war – auch Parteiintellektueller – nicht nur ein Parteiarbeiter an der historischen Front. Er wurde und blieb ein kritischer Gläubiger, aber kein linientreuer Dissident... In jedem Fall verkörperte er ... das Dilemma einer Bewegung, deren Ideologie schließlich zur Antithese statt zur Fortentwicklung der marxistischen Sozialtheorie wurde. Jürgen Kuczynski war ein herausragendes Beispiel des kommunistischen Intellektuellen in einer Zeit, in der sich rationale Analyse der Gesellschaft und der Wille zur Beseitigung sozialer Ungerechtigkeiten einer Glaubenslehre unterordnete.“

Prof. Dr. Clemens Burrichter wollte die Frage beantworten: Jürgen Kuczynski – Wie lebt der Marxist mit dem Widerspruch? Burrichter war in Erlangen Direktor des Instituts für

² Vgl. ebenda, S. 81.

Gesellschaft und Wissenschaft, als er 1972 mit Kuczynskis Positionen zur Soziologie konfrontiert wurde. Er klassifizierte sie für sich als „beachtliche Ausnahme“ für die Soziologie in der DDR. Als er wenig später Kuczynskis Dissertation vom Februar 1924 in der Erlanger Universitätsbibliothek entdeckte, schlug er der Universität vor, Kuczynski die goldene Doktorurkunde zu überreichen. Das geschah 1976. Nach der persönlichen Bekanntschaft aus diesem Anlass blieb Kuczynski für Burrichter eine faszinierende Persönlichkeit, dessen Wirken er aufmerksam begleitete. Burrichter fokussierte seine Fragestellung auf antagonistische Widersprüche und gab zu, dass er erstaunt war, als J.K. die Existenz von Antagonismen im realen Sozialismus der DDR zugab, zugleich aber immer betonte, dass die DDR ja erst am Anfang ihrer sozialistischen Entwicklung stünde. Burrichter zeigte, wie J.K. konsequent an der Formationstheorie des historischen Materialismus festhielt und Antagonismen als Erscheinung der Übergangsperiode zum Sozialismus bestimmte. Er verglich dann Kuczynskis Positionen mit den Merkmalen der postparadigmatischen Phase in der Theorie des Paradigmenwechsels von Thomas S. Kuhn und schlug vor, Kuczynskis wissenschaftliches Werk als exzellenten Beitrag zu einer horizontalen Theorieentwicklung, d.h. zu einer hoch differenzierten und interessanten Weiterentwicklung der bestehenden Theorie anzusehen, er aber nicht den Schritt zur vertikalen Theorieentwicklung, d.h. schöpferischen Weiterentwicklung der Theorie gegangen ist.

Prof. Dr. Günter Kröber hatte das Thema „Jürgen Kuczynski und der Nobelpreis“ für seinen Bericht über die Anwartschaften Kuczynskis auf den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften gewählt. Schon 1932, als 28jähriger konnte Kuczynski auf 616 Publikationen verweisen, darunter 15 Bücher und Broschüren. Bereits 1946 sei er ein Wirtschaftswissenschaftler von Weltruf gewesen. 1981 wünschte sich J.K. in einem Weltbühnen-Artikel, dass sein Freund John K. Galbraith den 1969 gestifteten Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhalten möge. Zwei andere Freunde Kuczynskis, Jan Tinbergen (1969) und Wassily Leontief (1973) waren bereits Nobel-Laureaten. Als Kröber diesen Artikel las, fragte er sich: Warum eigentlich Kuczynski nicht? Nachdem Kröber 1985 Prof. Walter Goldberg, Mitglied des Nobelpreis-Komitees, kennen gelernt hatte, unterstützte er in der zweiten Hälfte der 80er Jahre verschiedene Versuche, J.K. als Anwärter für den Nobelpreis ins Gespräch zu bringen und vorzuschlagen. Alle Versuche blieben letztlich ohne Erfolg, jedoch von Kuczynski selbst nicht unbemerkt. So ging Kröber im zweiten Teil seines Vortrags auf Kuczynskis Reaktionen ein. Zwischen 1987 und 1989 gibt es mehrere Tagebuchnotizen, die Aufschluss darüber geben. Dann begründete Kröber, warum Kuczynski aus seiner Sicht den Nobelpreis tatsächlich verdient hätte. 4.105 Publikationen bis 1994 sind nur ein Grund dafür. J.K.s schöpferische Produktivität sei einzigartig in der Welt. Da es aber nun leider keinen Nobelpreisträger Kuczynski gibt, schlug Kröber der Rosa-Luxemburg-Stiftung vor, einen Jürgen-Kuczynski-Preis zu stiften und so den Namen Kuczynski in der Erinnerung der wissenschaftlichen Gemeinschaft lebendig zu halten.

Dr. Evelyn Wittich gab nach den Vorträgen Prof. Dr. Reinhard Mocek, der am 13. November 2004 zum Vorsitzenden der Rosa-Luxemburg-Stiftung gewählt wurde, zum Abschluss des Kolloquiums das Wort. Er wies noch einmal darauf hin, wie kritisch und zugleich auch immer selbstkritisch sich J.K. mit seiner erlebten Welt auseinandersetzte und dabei immer ein weitsichtiger, toleranter und herzenguter Optimist blieb. Genauso würde er dagegen protestieren, sollte er bemerkt haben, dass irgendwer ihn zum Denkmal erstarren lassen wollte. „Ehrfurcht war für ihn eine ungeliebte Vokabel; aber schöpferisches Innehalten war seines Sinnes. ‚Vier Stunden dafür‘, so hätte er gewiss

gesagt, ‚sind aber nur genug! Die List der Vernunft wird schon dafür sorgen, dass das Gesagte und Nachgedachte viel länger in den Köpfen haken wird.‘ Das hätte J.K. schmunzelnd seinem Nachbarn ins Ohr geflüstert, säße er hier unter uns. Und ich bin sicher, für viele von uns war er tatsächlich dabei gewesen.“ Damit dankte Mocek allen, die zu diesem Kolloquium gekommen waren und zum Gelingen beigetragen hatten.

Beim anschließenden Empfang der Rosa-Luxemburg-Stiftung wurden die Gedanken aus den Vorträgen in den Gesprächen wieder aufgenommen, oft mit persönlichen Erinnerungen an J.K. verbunden und lebhaft weiter diskutiert.

Die Berliner Zentra- und Landesbibliothek hatte vor dem Kolloquium mitgeteilt, dass gegenwärtig die „Sammlung Kuczynski“ so erschlossen und aufgearbeitet wird, dass sie der öffentlichen Nutzung zur Verfügung steht.

Sie taten es auf Brechtsche Weise: Sie ehrten ihn, indem sie sich nützten.

Marginalien:

Jürgen Kuczynski ist ein Weltbürger. Und er hat ein Jahrhundert besichtigt. 1904 geboren, studierte er in Erlangen, Berlin und Heidelberg Philosophie, Statistik und Politökonomie. 1926 reist J.K. als Forschungsstudent in die USA, kehrt 1929 nach Deutschland zurück und tritt 1930 in die KPD ein. 1936 geht er ins Exil nach England.

Nach 1945 profiliert er sich als international bekannter Geistes- und Sozialwissenschaftler. Als „linientreuer Dissident“ pendelt J.K. in der DDR ständig zwischen Gnade und Ungnade, zwischen Ulbricht und Honecker einerseits und der Anwartschaft auf den Nobelpreis andererseits.

Der geistige Schwerstarbeiter kann mehr als 4.000 Veröffentlichungen aufweisen, darunter die mehrbändige „Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“, „Studien zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“, „Geschichte des Alltags des deutschen Volkes“, „Kurze Bilanz eines langen Lebens“, „Frost nach dem Tauwetter“ und „Dialog mit meinem Urenkel“...

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel. Fünfzig Fragen an einen unverbesserlichen Urgroßvater. Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, Berlin 1996.

Als wir über seine Themen: Kapitalismus, Arbeiterklasse, Sozialismus – nachzudenken begannen, war er lange schon da, und irgendwie lebte man in der Annahme, ihn, der viele überlebte, werde es noch geben, wenn man selbst schon wieder aufgegeben hatte. Was seine wissenschaftliche Nachwirkung angeht, wird es ja auch so sein.

Aus: Georg Fülberth am 17. 9. 2004 in der „jungen Welt“

Auf der Überfahrt kam ihm – wie das bei wissenschaftlichen Entdeckungen zuweilen so geht – die Idee, die die Richtung seiner künftigen Forschungen bestimmen sollte: die Entdeckung des Relativlohns... Aufgeschlossene Bürgerliche – wie Robert L. Heilbroner oder sogar der gemäßigte Keynesianer Samuelson – haben sich mokiert, weil Marxisten es sich so schwer machen: dass die Kapitalisten ein Einkommen beziehen, das sie nicht erarbeitet haben, könne man doch ohne jede Dialektik und eine Transformation von

Werten in Preise mit Händen greifen. Kuczynski hat das ungefähr fünfundvierzig Jahre vor ihnen gewusst.

Aus: Georg Fülberth am 17. 9. 2004 in der „jungen Welt“

Das, was heute vor sich geht, hat Marx in Band 3 des „Kapital“ vorausgesehen, als er meinte (Marx/Engels, Werke, Bd. 25, S. 274); die Produktivität in der Wirtschaft würde soweit steigen, daß ein immer größerer Teil der Bevölkerung überflüssig wird. In dieses Stadium sind wir eingetreten.

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel. Fünfzig Fragen an einen unverbesserlichen Urgroßvater. Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, Berlin 1996, S. 20.

Armut ist also das Produkt des Fortschritts, mit dem man nichts zum Nutzen aller anfangen konnte und diese Zeit dauert bis heute.

Erschreckend diese Unfähigkeit der Menschen, den Fortschritt wirklich zum Nutzen aller Menschen zu verwenden, nicht wahr? Das ist eben das, was wir Sozialisten zum Ziel haben.

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel. Fünfzig Fragen an einen unverbesserlichen Urgroßvater. Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, Berlin 1996, S. 50.

Muß man nicht auch so viele Linke ermahnen, bessere Menschen durch bessere Menschenbeachtung zu werden?

Eine schreckliche Frage, nicht wahr?

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel. Fünfzig Fragen an einen unverbesserlichen Urgroßvater. Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, Berlin 1996, S. 185.

Ich bin immer dem Urteil meines Vaters über sich gefolgt und habe mich stets als ein first rate second class Wissenschaftler eingestuft...

Aus: Jürgen Kuczynski: Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel. Fünfzig Fragen an einen unverbesserlichen Urgroßvater. Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, Berlin 1996, S. 216.